

Baum mit vielen Zweigen. Dann kommt ein Tag, an dem die Zweige von dem alten Stamm abfallen, aber statt zu verdorren, schlagen sie selber Wurzeln, werden selbst ein Stamm mit großen schattigen Zweigen und bilden so eine neue Genealogie: die verdoppelten Zellen haben sich nun ihrerseits verdoppelt und befreit. . . Wie merkwürdig ist doch das alles!

Es regnete stark an jenem Tage und war schon sehr herblich. Die Bäume redeten ihre kahlen Äste, in den Aaleen um uns raschelte das abgefallene Laub, und die bunten Vögel kreischten. Infolge des Wetters war der Garten fast leer und wir konnten ungehindert spazieren gehen und uns ungestört unterhalten.

„Wer weiß,“ fuhr Hauptmann fort, „ob auch wir erwachsenen, reifen Menschen, die wir selbst schon Großväter sind, von unseren Ahnen befreit sind? Ich meine nicht nur psychisch, sondern rein physisch. Ich hatte gestern Kopfschmerzen — möglich, daß ich diese Kopfschmerzen gestern nur deshalb hatte, weil einer meiner Urhahnen vor fünfshundert Jahren am gleichen Tage und zur gleichen Stunde an Kopfweh litt. Vielleicht bin ich, wenn nicht meinen Eltern und Großeltern, doch irgendeinem meiner Vorfahren ähnlich, der vor drei oder vier Jahrhunderten gelebt hat? Ich glaube an solche Dinge. Ich glaube daran, aber ich habe mir niemals Mühe gegeben, auch andere davon zu überzeugen. Mit diesem Glauben steht es bei mir wie mit dem Glauben im höheren Sinn. Jeder tiefe Gedanke ist etwas so Individuelles, daß man niemals die entsprechenden Worte findet, um ihn ganz klar auszudrücken. Worte scheinen in gewissen Augenblicken sogar ein Hindernis für detartige Dinge zu sein. Darum bin ich davon überzeugt, daß die Religion, ich meine damit die Religion — eine äußerst individuelle, innerliche, tief verankerte Angelegenheit ist, ein unendliches Geheimnis. In dem Augenblick, wo wir glauben, dies Geheimnis ergründet zu haben und uns anschauen, es zu verraten, es den anderen Menschen in einer ihnen begreiflichen Form mitzuteilen, verliert unser religiöses Gefühl den unsichtbaren Hauch, den unsere geistige Natur ausströmt.“

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen.

(Aus dem noch unerschienenen „Buch der Sprache und Bedenken“.)

Von Arthur Schnitzler.

Eine als Irrtum erkannte Meinung ohne falsche Scham aufzugeben, das ist vielleicht die wunderbarste Kraftersparnis, die unserem Geist gegönnt ist; und zugleich die, von der wir am seltensten Gebrauch machen.

Was uns als Größenwahn erscheint, ist nicht immer eine Geisteskrankheit; — oft genug ist es nur die bequeme Maske eines Menschen, der an sich verzweifelt.

Das sind unangenehme Leute, die, statt dem Führer dankbar zu sein, der sie an einen schönen Aussichtspunkt geleitet, sich gebärden, als hätten sie diesen Punkt joeben erst selbst entdeckt, und ihrem Führer, wenn er nicht laut genug in

hätte! Immer hatte er nach etwas Durst, nach einer Helbentat oder nach einem großen Freund oder nach einer unmöglich schönen und tapferen Braut, kurz, nach etwas, das es nicht gab, und dann löschte er diesen Durst im elenden Wein und verlotterte und verlor die Sinne.

„D ich weiß, ich weiß,“ gestand der Alte im Fieber des Erzählens, „was das für ein Durst ist. Ich war kein Gelmann und arm, aber auch ein Krämer kann Durst haben, weißt, Durst über seine Verhältnisse hinaus, Durst nach Höherem als dem gewöhnlichen Tengelangel, ach, Ihr versteht wohl nicht. . .“

Verwundert blickte ich auf. Die Lippen des Greises waren trocken und heiß. Er trank ein ganzes Glas Wasser aus.

„Was ist das für ein feltamer Nachmittag“ sagte ich glücklich in mich hinein. „Diese laue Lust, fast wie Frühling, dieses alte, gemütliche Kirchlein dort, dieser Hof mit den müden und doch nicht hoffnungslosen Bäumen und diese sanften Hügel bergab ins warme, stille Flußtal. Und die Vespersonne so gelb und von der Stadt so ein mildes Stundenschlagen, heut' abend Weihnacht und Himmel und Erde ringsum tun so merkwürdig leise und doch so wachsam, als käme etwas Großes. Nein, nein, nicht nur im schneigen Schweizerländchen, auch in diesem fremden, klaren, fernem Hügelland geht das Sehnen nach Glück, das stille, heiße Sehnen nach etwas Besserem, als was wir sind und haben, so ein unendliches Wünschen nach Frieden, nach Brüderlichkeit. . . ach, was umschreib' ich's! . . . nach einem Christkind, das alles, alles bringt, was gefehlt hat, ich sage, geht diese urmenschliche Weihnachtsstimmung durch jedes Gras, jeden dürren Zweig, jedes Wölklein, jedes Fenster, jedes Herz, selbst durch das allerunwissendste.“

Ja, der Alte hat recht, Durst, Durst! Wir alle dürsten. „Ich versteh' euch gut“, sagte ich, sein Glas mit dem wahrheit prachtwollen Wasser wieder füllend. Ich aber schlüchtele wieder vom goldgelben Chianti.

Wir saßen still unter dem Baum, und kaum wagte ich endlich, zu betteln: „Was ist's nun mit Agostino Friani?“

„Ach, ja!“ rief der Alte, wie erwachend. „Das ist nun leicht zu verstehen und bald erzählt.“

„Macht es nicht kürzer, als es ist, bitte!“ bat ich. „Seht, noch steht die Sonne über den Türmen! Ihr erzählt so warm.“

Das Lob mit den grauen Neuglein trinkend, aber mit einer Handbewegung abweisend, erzählte Ettore Serpi weiter:

„Bei seinem niedrigen Leben freute sich der Friani doch auf jede Weihnacht, als käme da seine Erlösung. Aber drei Jahre hintereinander fand er den Engel bei dem Umzug nicht mehr, und alles ward ihm lichtlos.“

ihre Begeisterung einstimmt, seinen Mangel an Naturempfindung vorwerfen.

Sich einer begangenen Torheit völlig bewußt werden, das hebt sie noch nicht auf; es kann unter Umständen sogar die größere Torheit bedeuten.

Nur Richtung ist Realität, das Ziel ist immer eine Fiktion, auch das erreichte — und das oft ganz besonders.

Manche flüchten sich in den Wahnsinn wie andere in den Tod; — und beides kann sowohl Mut als Feigheit gewesen sein.

Erinnerungsfälschung, das ist die ohnmächtige Rache, die unser Gedächtnis an der Unwiderstlichkeit alles Geschehens nimmt.

Mancher pflegt den Abfall von einem Freund, einer Geliebten, einer übernommenen Pflicht mit dem Gebot der Treue gegenüber sich selbst zu entschuldigen — was oft genug nichts anderes bedeutet als die bequemste und feigste Art der Selbsttäuschung. Denn, wie wenige kennen die Gesetze ihrer eigenen Entwicklung so genau, daß sie entscheiden könnten, ob sie mit solcher Treulosigkeit gegen einen Menschen oder eine Sache nicht zugleich die schlimmste gegen sich selbst begangen haben?

Es gibt eine einzige Art von Enttäuschung, die zu erleben uns in jedem Falle eripart bleibt: Das ist die, die uns von der Nachwelt kommen könnte — wenn wir sie erlebten. Aber wer die Anlage dazu hat, ahnt auch die Voraus — und so fehlt es nicht an Verbitterten der Unsterblichkeit.

Selbsterkenntnis ist fast niemals der erste Schritt zur Besserung, aber oft genug der letzte zur Selbstbegeugung.

Für die meisten Menschen bedeutet eine Wohlthat, die sie erfahren haben, nicht so sehr eine Gelegenheit, ihre Dankbarkeit, als vielmehr eine, ihre Unbestechlichkeit zu beweisen. Das kommt ihnen nicht nur feilich beträchtlich billiger zu stehen, sondern erhöht überdies ihr Selbstgefühl manchmal so sehr, daß sie sich bald über ihren Wohlthäter erhaben dünken.

Nichts tragen wir einem Menschen unversöhnlicher nach, als wenn er, ob auch absichtslos, uns in die Gelegenheit versetzte, gerade in unserer Beziehung zu ihm die üblen Seiten unserer Natur zu entwickeln — oder uns gar erst Anlaß gab, sie zu entdecken.

Was soll mir ein Zeiger, der sich so rasend schnell dreht, daß er tausendmal in einem Tag die richtige Minute und doch niemals die richtige Stunde weist?

Ob ein Mensch dich betrogen, bestohlen oder verleumdet habe — es könnte immer noch die Möglichkeit einer Veröhnung, ja selbst eines späteren reinen Verhältnisses zwischen dir und ihm bestehen. Ja, wenn es sich praktisch durchführen

Oft bestürmte er seine Amme, die Mutter Robertas: „Wo hast Du den Engel verdeckt?“ Ich brauch' ihn. Er soll mich weiß machen. . . . Oder nein, sag' es lieber nicht, ich könnte ihm am Ende schwarz machen. . . . In bösen Augenblicken schlug er die Frau; einmal sperrte er sie wochenlang in den finsternen Hausturm; ja, er soll sie dort gefoltert haben, weiß ein Schwärzerchronist. Das glaub' ich nicht. Diese demütige Magd, die eine so tapfere Mutter war, imponierte ihm. Und zuletzt befahl er immer: „Nein, sagt es mir nie, wo Roberta steckt; auch nicht, wenn ich Euch erzwinge!“ — Der Magd sagte er Du, der Mutter Robertas respektvoll Ihr!

Ach, diese Mutter hatte den jungen Herrn mit sonderbaren Frauen und Fräulein kommen sehen, bankettieren, sie küssen und beschimpfen in der gleichen halben Stunde, ihnen den Schuh zur Türe hinaus nachwerfen und sich dann unter Tisch und Stuhl hinunter betrinken. Alles wollte die Witwe erleben, nur nicht ein solches Leiden der Tochter. Daher war sie lange Zeit in Empoli in Dienst, und wenn sie in Gimignano bei der Tante weilte, so lag doch das elende Hüttlein außer der Stadt, am stillen Hang zum Elftal hinunter. Die Mutter konnte ihr Kind nur besuchen, wenn Agostino im Rauche lag. Und immer fragte dann Roberta nach ihm. Und immer flehte die Mutter: „Frage nicht; ich kann dir nur Wüsten von ihm berichten!“ Dann schwieg die groß, ernst und tapfer erwachsene Jungfer, aber ihre Seele fragte noch immer.

So kam nun wieder der Christabend mit dem Umzug. Jetzt geschah der erste Streich der Roberta.

Sie ging unter den großen Engeln. Agostino war Herodes. Als er sie sah, schwindelte ihm. Mitten im Zug sprengte er in die Engel hinein und drängte zu Roberta vor.

„Halt!“, herrschte sie ihn an und wurde bleicher als Schnee. „Halt! Die Hirten dürfen nicht zu nah' an die Engel kommen!“

Der Friani stuzte, ward ebenso bleich und stammelte verlegen: „Aber ich bin König Herodes!“

„Um so schlimmer!“ rief Roberta hallend laut über den Platz. „Und ich bin nur ein bettelarmer Engel!“ — Dann kehrte sie ihm den Rücken.

Aber daheim fiel sie zu Boden und weinte bis zum Morgen, weil sie sich einen Engel gerührt und noch mehr, weil sie, die Bettlerin, ihn wie einen noch elendern Bettler behandelt hatte. Ach, wie hatte ihr vor dem trostlosen Dunkelblau seiner Augen geschauert! Welch ein Mitleid schüttelte sie, als sie an seinen bitter verzogenen Mund dachte. Wie elend, wie gar nicht weihnachtlich hatte sie gehandelt.

liebe — selbst mit deinem Mörder könntest du dich nach gescheneher Tat vielleicht trefflich verstehen — am ehesten vielleicht mit ihm! Nur zu einem Menschen, der nicht weiß, was er dir getan hat, führt — selbst wenn du dieses Tun persönlich längst verschmerzt — in aller Ewigkeit kein Weg zurück.

Es ist schon oft genug vorgekommen, daß ein Bösewicht aus Klugheit etwas Gutes, aber noch nie, daß ein Dummkopf aus Güte etwas Kluges getan hätte.

Paraklet.

Eine Pfingstbetrachtung.

Von Hermann Bahr.

Goethe, der sich einmal einen „bezüglichen Nichtchristen“ genannt hat, ja gelegentlich vor Lästerungen nicht zurückschrak, näherte sich in anderen Zeiten, gar nach der Begegnung mit der Fürstin Gallizin, einem zuweilen schon fast völlig katholischen Christentum. Chamberlain, einer noch so leisen Vorliebe für den Katholizismus sicherlich unbedächtig, bestätigte Goethes „starken Zug zur katholischen — ich will nicht sagen Kirche, wohl aber Denkweise“. Vielleicht trifft auch dieser Name nicht völlig zu; man könnte, wenn man es sich recht überlegt, getrost kunitweise dafür sagen: den Künstler in Goethe zieht die katholische Form von Jahr zu Jahr immer mächtiger an, seine Kunst ist es, die, bevor er es selber noch recht merkt, katholisch zu klingen beginnt, seit Prometheus die verwegenen Hoffnungen schweifenden Jugendsinn enttäuscht hat. Die Bekehrung, wofern wir der seien, ihm selber lange Zeit unbewußten, geheimen Wandlung oder Umschichtung seines Gemütes einen so fest begrenzenden Rahmen geben dürfen, geschieht rein künstlerisch: dem Dichter in ihm wurde katholische Denkart, ja mit den Jahren fast auch Annäherung an katholische Lebensart vertraut; der „Faust“ zeigt es am deutlichsten. Goethe hat ja von Jugend auf immer gern theologisiert, und immer im Grunde vor allem aus künstlerischen Motiven. Schon in der zweiten der 1773 verfaßten „Zwei wichtigen, bisher unerörterten biblischen Fragen“ genügt ihm „die zur Empfindung des Geistes bewegte Seele, das Pneuma“, nicht, wenn sich dazu nicht der „ruhige Sinn, der Nous“, gesellt. Noch das Jahr zuvor, als er „an Bindarn hing“, war ihm die Schaffenskraft allein das Zeichen der Meisterschaft. Damals schrieb er: „Dreingreifen, packen ist das Wesen jeder Meisterschaft!“ Nun hat er erkennen gelernt, daß der stürmische Wogendrang unbändiger innerer Fülle nicht ausreicht ohne die „Hilfe von oben“. Ein Wunder muß in ihm geschehen sein, ohne daß er selbst es gleich recht gewahr wurde. Fast ein Pfingstwunder möchte man es nennen. Die Wirkung zeigt sich vor allem darin, daß er nun einen ganz neuen Begriff vom Genie faßt. Genie ist fortan für ihn nicht mehr, was es für die Geniezeit war: nicht mehr etwas, das man ist, sondern etwas, das man zuweilen auf einmal hat, das plötzlich über einen kommt, aber nur zu Besuch, ein Ueberfall, unangemeldet, unerhofft, zuweilen sehr unbequem, um dann ebenso plötzlich wieder zu verschwinden, allem Ruf nach ihm, allen Beschwörungen, allen Bitten um Wiederkehr taub. Seit dieser Erfahrung glaubt Goethe nicht mehr, wie etwa Jean Paul in diesem erhabenen Gefühl durchs Leben stolziert, ein Genie zu sein, nein! Goethe sieht sich fortan bloß als ein Gefäß, das sich nicht selber füllen kann, sondern geduldig harren muß, ob

Um sie von der Prozeffion abzuschrecken, hatte die Tante ihr endlich alles Wahre und Unwahre erzählt, was das Gerücht über den heimlich und immer Geliebten wußte. Das hatte die Jungfer überwältigt. Doch jetzt, bei der Erinnerung an sein Bleichwerden und an seine Miene voll ehrlicher Bubenangst konnte sie unmöglich all das Böse glauben. Und, o Herrgott, wenn auch alles wahr wäre, sie liebte ihn dennoch und gerade jetzt, wie noch gar nie, liebte ihn zum Verzerrspringen.

Welch ein schweres, trauriges Jahr schlich nun bis zur nächsten Weihnacht hin! Oh, dann wollte sie das Verpaßte einholen und den Fehler gutmachen.

Aber noch viel lastender waren die Tage für Agostino. Wie ein Wahnsinniger war er aus der Prozeffion davongaloppiert durch die leere Stadt, immer noch in Goldreif und Purpur des Herodes. Und sicher hätte er in der jetzigen Tollheit nicht bloß die unschuldigen Kinder, sondern auch alle Jungfrauen und Männer, groß und klein, von Gimignano niederhauen lassen, wenn er die Macht dazu gehabt hätte.

Eine ungeheure Aufregung hatte die Stadt wegen dieser Störung des Juges ergriffen. Das haben die Salvucci angestiftet, hieß es. Nicht einmal Weihnachten gibt mehr Frieden. Und man verschlangte sich in die Türme und bewaffnete sich bis ans Kinn.

Nur die Witwe Roberta war wehrlos, als der Junker ins Haus stürzte und mit beiden Fäusten auf sie losdrang. Sie floh rückwärts, bis in den Stubenwinkel. Aber da nahm sie sich zusammen, hob den Kopf und sagte: „Schlagt nur zu! 's ist ja bloß eine Frau!“ — Und als er zauderte: „Mein Mann starb für Euern Herrn Vater. Schlagt zu, aber sagt mir vorher, für wen ich sterben soll!“

Das traf Agostino bog sich und küßte der Frau die Hand. Aber nach den Tagen der Reue kamen die Tage der Wildheit und Empörung wie hungrige Wölfe zurück. Was litt die Witwe da! Er schmeichelte ihr wie eine Katze, bestellte sie an wie ein Hund und drangsalierte sie wie ein Tyrann seine Ehrlavin, nur um zu erfahren, wo Roberta sei. Er wollte sie heiraten, er könne nicht leben ohne sie. Sie hätten ja beide die gleiche Milch getrunken. Sonst breche er in die Häuser und suche und verderbe, was er nur könne. O, er finde sie schon! Aber dann gnade ihr Gott! Sie sei ein Engel. Ohne sie werde er immer schlechter.

Wie Gewitter rollten diese Reden mit Blitz und Donner über die Frau hin. „Nein, nein!“ schrie sie, und auf jedes Nein traf sie ein Faustschlag. Er straste sie mit Hunger und Hast im Turm, ließ ihr Tag und Nacht keine Ruhe, umgab sie mit Spionen und geflatete ihr keinen Schritt zum Haus hinaus. Dann ging er mit seinen Helfers-

Meistergedichte.

Zum erstenmal veröffentlicht.

Gedichte von Gottfried Keller.

(Aus dem Nachlaß herausgegeben von Jonas Fränkel.)

Frühlingsanfang.

Erscheine nun, du Dichterzeit,
Erfüll' mein gläubig Hoffen!
D Blumenlust, o Herrlichkeit,
Dir steht die Seele offen!
Und meines Herzens Pforten
Sind vor dir aufgetan.
Es klingt in hellen Worten
Nach neues Lied schon an.

D ziehe ein, du Maienglanz,
Zieh ein, ihr Frühlingsklänge!
Zieh ein, zieh ein im leichten Tanz,
Du zarte Blütenmenge!
D walle mir zu Herzen,
Du blaue Aetherflut!
Und meines Lebens Kerzen
Entzünde, Rosenglut!

(1844.)

Wanderlied.

Wie meine Seele jubelt
Ob dieser schönen Welt!
Wie eine Lerche schwebt sie
Hoch über Wald und Feld.

Bald wiegt sie sich auf Lilien,
Die still in Gärten steh'n,
Dann wieder plötzlich stürzt sie
Sich in die fernsten Seen.

Run ruht sie auf des lehten
Und blau'nsten Berges Rand
Und schaut mit trank'nen Augen
Hinüber ins fremde Land.

Doch kann sie nicht entinnen,
Wie sie auch flieht allwärts,
Denn sie ist fest gebunden,
Fest an ein schweres Herz!

(1844.)

Am Abend.

O Abendrot, du schönes Abendrot,
Und immer wieder schönes Abendrot!
Wann trinkt ein Menschenkind aus dir sich satt?
Wann nie ein Dichter dich besungen hat!

Du rosentoter süßer Zauberswein,
Wie saugt dich gierig meine Seele ein!
Wie brennest du dich glühend in mein Herz,
Umsonst dort ringend mit dem grauen Schmerz!

Du Blutsee still, um den die Dämm'ring schleicht,
Wo Tag und Nacht die scheue Hand sich reicht,
D sage mir, wie tief, wie tief bist du?
Wie manchen Dichterleichenam deckst du zu?

Wie in den Ozean ein Tropfen fällt,
Vergessen und verschollen auf der Welt:
Ich möchte stürzen mich in deine Blut,
Nichts lassend hier als dieses Fleisch und Blut!

O Morgenrot, du schönes Morgenrot,
Und immer wieder schönes Morgenrot!
Ich möcht' als bloßer Name, ungesch'n,
In deiner Strahlenselle aufersteh'n!

Als leichter Ton in deinem Sphärenklang
Hinbeben so die Ewigkeit entlang!
Wie wäre das ein inniges Erbau'n,
In deinem Goldmeer still mich umzuschau'n!

O Abendrot, du schönes Morgenrot,
D ihr mein Morgen- und mein Abendrot!
Ich schreib dies Lied in eure weiche Flut
Und es erlischt mit eurer letzten Flut!

(Den 28. April 1844 am Züricher See.)

Die deutsche Republik.

Am Herde sitzt das Mütterlein
Und weint die alten Augen blind,
Und fern von ihr bleicht das Gebein
Von ihrem einzigen Kind.

Die Erdbeer' und das Immergrün
Blüh'n um sein Haupt im dichten Flor.
Durch das Gerippe sproßet kühn
Das Lännlein zart empor.

Der Esen ruht und rastet nie,
Verjährt die Hände wie zum Fund,
Und tausend Wurzeln binden sie
Fest an den Erdengrund.

Hier birgt das Reh sich voll Vertrau'n,
Das Eichhorn schaukelt auf der Gruft,
Ein hohes Grabgewölbe bau'n
Die Tannen in der Luft.

Ein Vogel sitzt und singt darin
Aus voller Brust ein einsam' Lied,
Das hell von Kron' zu Krone hin
Den stillen Wald durchzieht.

Wie hier der grüne, grüne Hain
Starkwurzelnd in der Tiefe lebt
Und in der Sonne gold'nem Schein
Mit tausend Häuptern schwebt,

Und wie er braust von Rand zu Rand,
Ein heilig, einzig Wipfelweh'n,
So wird im deutschen, deutschen Land
Die Republik ersteh'n!

(1848.)

Ihm, bis ihm vielleicht doch wieder von oben eingegossen werden wird. Seine Gedichte, ja jeder produktive Gedanke schon, sind für sein Gefühl nun gar nicht mehr sein eigen, sie sind ihm nur anvertraut, „Gaben von oben“, deren getreuer Verwalter er ist. Nun werden ihm Wendungen geläufig, wie: „Ich bin vom Genius dahingeführt worden, wo ich nicht hin wollte“ (in einem Brief an Jacobi), oder: „Ich habe mir durch das optische Studium eine große Last aufgeladen, oder vielmehr der Genius hat's getan“ (in einem Brief an den Herzog), oder: „Soviel kann ich Sie vertragen, daß ich mitten im Glück in einem anhaltenden Entsetzen lebe und täglich bei aller Mühe und Arbeit sehe, daß nicht mein Wille, sondern der Wille einer höheren Macht geschieht, deren Gedanken nicht meine Gedanken sind“ (in einem Brief an Bleffing). Solche Versicherungen kehren, je reifer Goethe wird, immer feierlicher wieder, unablässig bekennt er sich zu William Shakespeares (ihm übrigens meines Wissens unbekannter) Erklärung: „Ich bin nur der Sekretär; die Autoren sind in der Ewigkeit.“

Seit er sich immer mehr bloß als Gefäß, als Schale der Umgebung von oben fühlen lernt, geht Goethe erst auch der hohe Begriff der Reinheit vollends auf: wenn der Denker, wenn der Dichter nicht aus eigener Kraft wirkt, sondern bloß auffangen und bewahren soll, kann sein Verdienst nur in der Treue liegen, mit der er die Gabe vor der leisesten Trübung zu schützen weiß. „Den willigsten Gehorsam zu leisten“, wenn ihn der Genius anweht, genügt ihm nun nicht mehr, er will sich selber zu würdigem Empfang eines so hohen Gastes bereiten. Wenn er sich in einem Brief an Schiller noch etwas obenhin wünscht, „den Creator spiritus wohl zum Freunde zu haben“, so wächst ihm dieser Freund immer mehr zum Tröster, zum Lenker, ja zum Gebieter empor, ohne daß er dies als eine Demütigung des Dichters empfindet, weil offenbar der Einfall sich selber eines würdigen Empfanges freut und sich in dieser Freude noch reiner verkürzt. In einem einzigen Satze hat er das rechte Verhältnis zwischen Umgebung und der künstlerischen Kraft einmal prägnant ausgedrückt: „Das Bewußtsein des Dichters ist eine schöne Sache, aber die wahre Produktionskraft liegt doch am Ende immer im Bewußtlosen, und wenn das Talent noch so gebildet ist — freilich all'dann desto besser.“ Und ähnlich ein andermal, wenn auch den Anteil der Bildung ganz weglassend: „Die besten Meister, in ihren glücklichsten Augenblicken, nähern sich der höchsten Kunst, wo die Individualität verschwindet und das, was durchaus recht ist, hervorgebracht wird.“

„Paraklet“ heißt der Creator spiritus bei Johannes, der in der Wahl seiner Ausdrücke ja stets die weitesten, geräumigsten, vieldeutigsten begünstigt. Paraklet, das heißt zunächst Tröster, dann aber auch Fürbitter und schließlich noch überdies nicht durch Bitten allein, sondern auch aus eigener Kraft tätiger Helfer. Jedermann, wer er sei und was er treibe, braucht ihn, denn Vollendung ist Sterblichen verpönt. Gar aber der Künstler wird an seinem Werke täglich der eigenen Unzulänglichkeit von neuem bewußt. Auf seinen Lippen liegt immer der Hilferuf: Veni, creator spiritus! Wer aber der erste war, der öffentlich so hell, so lebend, so herzensungestüm nach Firmung rief, wissen wir nicht: den einen soll es Karl der Große, den anderen Gregor der Große, noch anderen Ambrosius gewesen sein. Für unseren Meister Michael Pacher war es sichtlich Ambrosius. Der steht auf des Meisters „Kirchenwäteraltar“ so von Liebesfülle überwallt dar, daß man auf seinen Lippen die Himmelsfreude sozusagen stammeln mit Augen sieht: Veni, creator spiritus, das durch die Jahrhunderte fort-schallende Dankgebet aller Schaffenden!

helfern tagelang auf die Suche, und das Mutterberg zitterte, bis er leer heimkam. Dann wieder nannte er sie sein Schwiegermütterchen, liebte sie, weinte und flehte sie mit den blauften Augen der Welt an, doch Mitleid mit ihm, mit sich und mit der Tochter zu haben. Das alles und noch mehr der Zweifel, ob sie eigentlich recht tue, ob Roberta wohl den Ruin aufhalten könnte oder mitruiniert würde, und trotz allem eine heimliche, fast mütterliche Liebe zu Agostino und sein sicheres Rennen ins Glend vor Augen, das alles warf sie nieder, um nicht mehr aufzustehen.

Sie wurde immer schwächer und konnte doch das Heimweh, ihr Kind noch einmal zu sehen, nicht stillen. Denn der Junker bewachte das Haus wie ein Falke; selbst im Raufsch war er hierzu noch nüchtern genug. Eines Nachts aber, als unter ihrer Diele gezecht und gebrüllt wurde und die Witwe sich besonders elend fühlte, übernahm es ihre Kraft, und sie bat die zweite Küchenmagd, um Gottes willen zum Hüttlein des Prati, eine Viertelstunde unter der Porta San Matteo, zu laufen und Roberta zu holen. Die Mutter starbe.

Jetzt ging alles rasch. Das falsche Mägdelein verriet den Auftrag dem Junker; dieser zog betrunken mit seinen Betrunknen sofort nach dem Versteck Robertas. Sturm aufs Haus, eine schwer mißhandelte, vor Schreck halbtote Frau, aber keine Roberta. Fluchen, Zertrümmern, in Brand stecken des Hüttleins und im Raufenjammer nach Hause zurückeln.

Rechts und links verloren sich die Spießgesellen stumpf und scheu in den Seitengassen. Agostino, zerfahren und zer-schlagen, stieg schwierig zur Krankenkammer empor. Da brannte die Totenkerze. Ein müdes, weißes Leichengesicht lag im Kissen, mild, gütig, ohne Klage, die Augen für immer geschlossen. Verzeigung übers ganze Antlitz ergossen, eine Magd und doch so adelig wie kein Friani, noch Ardinghella. Der Junker brach am Bett zusammen.

Eine lange Krankheit, schwere Gelbbräunung und bittere Vorwürfe des niedrigen, herzlosen Volkes gingen über ihn. Aber die Adelligen beschirmten den Ständesgenossen, entschuldigend sein Vergehen, und viele waren sogar stolz auf solche vornehme Bengelhaftigkeit. Von ihm selbst wußte man nur, daß er sehr langsam geneset, nur noch Wasser trinke und kaum ein Wort rede. Weihnachten kam und er hatte noch nie das Haus verlassen, sich nicht einmal am Fenster gezeigt und keinen Menschen vorgelassen. Es ist heilloser Stolz, hörte man sagen. Gebt acht, der Junker bereitet einen unerhörten Streich vor.

O ja, einen Streich, wie man noch nie gehört, aber ganz anders, als ihr Leuten denkt!

Im Dunkel und Fackelschein der Nacht zog die Projession langsam vom Dom her durch die Straßen, und sieh da, wer trug das Christkind im blauen Kleid der Madonna: Roberta. Oh, auch sie hatte einen Streich vor, und wahrlich keinen madonnenhaften, daher sie die Hilfe der listigen Salvucci nicht ablehnte. Aber sie wollte für sich und das arme Volk handeln, nicht für die Adelligen, so oder so. Vor dem Friani-Palast wollte sie den Mörder ihres Glückes so lange heraustrufen, bis er kommen mußte und sich dann vor dem gesamten Aug' und Ohr der Stadt bis in den Staub demütigte.

Unter Gebet, Sang und Geplauder mit den Umstehenden waltete der Zug dem großen Ereignis entgegen, das nur Roberta kannte. Und auch sie kannte es nur halb. Fest biß sie die Lippen zusammen, je näher man der Entscheidung kam. So oft sie das Kindlein betrachtete, das trotz Lärm und Feuer ruhig in ihren Armen schlief, wollte jene alte Liebe oder doch ein mit ihr verwandtes Mitleid erwachen. Aber dann dachte sie an das elende, einsame Sterben ihrer Mutter, an den Ueberfall und Brand des Hauses und an die Geistesgestörtheit ihrer guten Pia *) und überhaupt, daß sie wegen dem nobeln Verbrecher da nie frei und froh wie andere, sondern immer im Schatten und Versteck, fern von der Mutter, die blauften Jugendtage hatte vertrauern müssen. Nein, nein, jetzt sollte schonungsloser Gerichtstag sein, Gerichtstag nicht bloß für sich, Gerichtstag für das ganze, unter den Herren leidende, so unbeholfene Volk.

An den Fenstern und unter den Türen hielten Mütter ihre Kinder, blickten die Kranken für einen Augenblick wie Gesunde ins Fest, riefen Bettler um Almosen oder schrie ein Schuldner seinen Gläubiger um Gnade an. Selbst aus den vergitterten Lücken des Gefängnisturmes reckten sich dünne Arme. Und dreimal durfte die Madonna nicken und jedesmal mußte da Gnade für Recht ergehen.

Dreimal nickte sie auch und jedesmal griff es ihr ans, ach, so menschliche, so weibliche Herz. Sollte sie nicht noch ein viertes Mal? . . . Nein, nein! und härter ward ihr schmales Liliengesicht.

Jetzt um's Eck des Clorohauses, da ist die Piazzetta, da ist der Friani-Palast mit dem Prachtfenster. . . . O Gott, was ist das?

Am steinernen Mittelpfeiler sich haltend, zitternd, gebückt, kriecht etwas aufs Gesimse hinaus. In grauem Sänderhemd kniet es da, ein mageres, furchtbar weißes

2. Forts.

Gesicht reckt sich auf, es spannt die Arme, es öffnet der Mund, es neigt sich tief und tiefer bis zum Fensterrand, und die lautlose, wie erstarrte Projession hört einen schwachen Schrei: „Misericordia!“

O Himmel und Hölle, Agostino! flüstert es durchs Volk. Und die Salvucci, die so viel von diesem Abend und von Roberta gegen diesen Häuptling der Ardinghelli gehofft, ahnen, daß hier höhere Politik walte.

Agostino richtet sich auf, sucht mit seinen blauen Augen die Madonna, verneigt sich ein zweites Mal bis zum Gesimse, und wieder schreit es wie aus einem verängstigten Kind heraus: „Misericordia!“

Und so siebenmal. Das ist kein Theater. Das ist so ernst wie der Tod.

Roberta steht da wie vereist, sieht, hört, vergißt alles, alles hinter sich, weiß nur noch von diesem Menschen da oben, und langsam, langsam, wie wenn Sonne in den erfrorenen Baum fällt und es süß zu tauen beginnt, tropfen Tränen über ihr Gesicht. Sie wollte fluchen und muß segnen. Sie wollte den Säugling wie eine Schande gegen ihn, den natürlichen Vater, erheben; nun küßt sie das fremde Kind, als wär' es ihr eigenes: sie wollte hassen und muß lieben.

Ach, was sind wir Simignaner für harte und doch wieder so wachsame Menschen! Bei der dritten Verneigung des Büßers brauste es im Volke von Mitleid. Beim vierten rief man: Genug, genug, alle verzeihen dir! Beim fünften gab es nichts mehr als Verehrung für Agostino; beim sechsten benedeiten ihn auch die, die schwer von ihm gelitten, und beim siebenten Bücken schrie alles: Un Santo! Un Santo!

Aber da überscholl eine Jungfrauenstimme den Lärm: „Nein, kein Santo, ein großer Sünder, aber einer, der bereit und gutmachen will! Komm' herab, Friani, zu deinem Kind und zu deiner Braut! Wir sind keine heilige Familie, aber wir wollen wenigstens eine brave Familie werden.“ — Und sie hob ihr vom Purpur der schönen Scham übergossenes, wahrhaft adeliges Madonnengesichtlein und das aufwachende und staunende Kindlein zu ihm empor. Und da sah man auch sein todtrauriges Gesicht leise nicken und lächeln. . . .

„Was ist noch zu sagen“, schloß Ettore, trank das Glas aus und erhob sich. „Hochzeit, glückliche Ehe, schöne Kinder, weiser Staatsmann, das versteht sich, und immer Wasser trinken, Wasser trinken; denn von seinen Schlingelstagen her hat Agostino, wie ich, einen steten Durst ins gelassene Leben hinüberbekommen. Roberta hat ihn gewiß auch oft unter die Pantoffeln genommen. Aber mit so viel Liebe und Klugheit und Wasser hat sie ihm auch zu manchem Erfolg geholfen. Aber